



„Es kann nicht allen schlecht gehen“

Mitten in der Krise eröffnet im Berliner KaDeWe eine neue Champagnerbar. Teuerste Flasche: 55 000 Euro. Auf ein Glas mit dem unbesorgten Prozent der Bevölkerung.

Von Marlene Knobloch, Süddeutsche Zeitung, 29.12.2023

Es war im vergangenen Winter, wir erinnern uns, ein mit echter Sorge und etwas Bild-Zeitung hergezitterter „Wutwinter“. Inflation, Minus im Dax, Minus im Staatshaushalt, Minus am Kontoauszug, Krieg, die in jeder Hinsicht verlorene Weltmeisterschaft, da zischte eine Nachricht wie eine verbotene Silvesterrakete durch die graue Luft und erleuchtete für eine staunende Sekunde die müden Gesichter: „Moët-Lager laufen leer“.

Was bedeutete das? Wer soff die teuren Keller leer, während der Rest in Discounterprospekten ein Kreuzchen beim reduzierten Söhnlein Trocken machte? Fast hatte ich die Nachricht vergessen, da las ich: „Neue Champagnerbar im KaDeWe“. Im Kaufhaus des Westens, dieser widerständig schimmernden Edelperle inmitten von René Benkosausgezehrtem Immobilienaas, öffnete eine neue „Moët & Chandon“-Bar. Das nächste Zeichen einer ins Jetzt vernarrten Konsumgesellschaft – oder mischte die französische Kellerei etwas sehr süchtig Machendes in ihre Drinks? Waren die Roaring Twenties zurück? Der Tanz auf dem Vulkan? Spürt man das Beben der Apokalypse in der Feinkostetage? Zeit, sich diese verschwenderische Gegenwartslust mal genauer anzusehen und vor allem herauszufinden: Wer tanzt da eigentlich auf dem Vulkan?

Man rechnet mit einigem an so einer Champagnerbar, mit Serge habe ich nicht gerechnet. Ein berlingrauer Mittwoch, gegen 13 Uhr. Durch die legendäre „Sechste“, die Feinkost-Etage des KaDeWe, weht der sinnesüberreizende Duft von Probierständen, hier Kaffeebohnen aus Kampanien, da Amaro aus Mecklenburg-Vorpommern, vorbei an der Austernbar, an der Lachs-Theke, bis schließlich eine Wand aus riesigen bauchigen



Flaschen leuchtet. Davor ein weißer Marmortresen, champagnerfarbene Sitzbezüge, purpurne, schwere Vorhänge. Fast gleichzeitig mit einem Mann um die fünfzig setze ich mich an die Bar und bestelle einen Rosé Impérial. Der Kellner, ein älterer, demütig freundlicher Herr, Einstecktuch, hält die Flasche ganz hinten beim Einschenken in das „870er“-Glas, das genau 870 Bläschen kreieren soll. Der Mann neben mir trägt Jeans, einen engen schwarzen Pullover, Turnschuhe und sieht trotz sportlicher Schlichtheit gut angezogen aus. Er schaut von unten hoch auf sein Smartphone, die Brille mittig auf der knochigen, feinen Nase. Familienvater, der noch den Fisch für das Festessen besorgt? Ein Geschäftsmann, der seiner Affäre ein seidenes Nachthemd von Agent Provocateur schenkt? Oder seiner Frau einen Schal von Louis Vuitton?, frage ich mich, während der erste Schluck Champagner den Nasenrücken hinaufprickelt. „Ich heiße Serge“, stellt er sich mit starkem osteuropäischem Akzent vor. „Und mit Nachnamen?“ Serge schaut mich eine Sekunde lang an, dunkle Ringe liegen unter seinen Augen, dann sagt er mehr mit den Augen als dem Mund: „Ich heiße Serge.“

„Was machen Sie beruflich, Serge?“, frage ich.

„Ich bin Buyer.“

„Bayer?“

„Buyer“, sagt er. „Ich kaufe ein.“

Serge ist regelmäßig hier, sagt er, er verdiene sein Geld damit, Leuten Luxusartikel zu besorgen. Zum Beispiel Beamten in Moskau, die dringend Louis-Vuitton-Taschen, Rolex-Uhren, Chanel-Parfüm brauchten, sonst wüssten sie nicht, wofür sie das ganze Geld ausgeben sollten, mit dem sie taub und blind geschmiert wurden. Und die Sanktionen? Immerhin stehen auch Luxusgüter auf der Sanktionsliste gegen Russland. Er faltet die Lesebrille, legt sie neben den großen schwarzen Geldbeutel auf den weißen Tresen. „Die Sanktionen funktionieren nicht.“

Hat der Luxus inzwischen seine eigenen Gesetze? Ist Olaf Scholz machtlos gegen die Lust auf Krokodilleder? „Luxus so gefragt wie nie“, schreibt der Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft, 2022 war ein Traumjahr für Louis Vuitton, Chanel, Prada. Und übrigens auch für Lippenstift-Hersteller, dem „Lipstick-Effekt“ sei Dank. In Krisenzeiten steigt der Absatz von Lippenstiften, nach dem 11. September



bemerkte Estée Lauder einen steilen Anstieg der Verkäufe, genauso nach der Finanzkrise 2008. Was ist das für eine Lust hinter den Zahlen? Warum kauft keiner Häuser, aber alle Champagner?

Serge zog 1993 von Moskau nach Berlin. „Wir haben immer gesagt: Die Deutschen sind Idioten. Menschlich sein und reich bleiben, das geht nicht“, sagt er. Dann kam Serge in diesem Berlin an, lernte die liebevollen Kniffe des Sozialstaats kennen. „Die Stadt kann Geld geben?“, sagt er und strahlt, als habe er gerade eben vom Prinzip der Sozialdemokratie gehört. Serge wirkt jung, obwohl er an der 50 kratzt. „Gibt’s nicht!“, ruft er immer wieder, zwischen ent- und begeistert schwankend. „Ich sollte eine Rolex kaufen“, sagt er, beugt sich mit einem Funkeln in den dunklen Augen über den Tresen. „Aber gibt’s nicht!“

Er sei neulich bei Patek Philippe gewesen, einem Luxusuhrenhersteller, die Verkäuferin seufzte nur, als er nach dem Modell „Nautilus“ fragte. Sie schrieb ihn auf eine Warteliste, irgendwo bei Nummer 61 800. So viele Menschen warten also auf diese Uhr (Preis je nach Modell zwischen etwa 30 000 und 130 000 Euro), klingt eigentlich nach sozialistischen Verhältnissen. Serge bekommt einige Zigarrenkisten nicht mehr bei seinem Tabakhändler „Doktor Herzog“, bei Louis Vuitton habe er schon mal eine Sperre kassiert, Taschen aus „Kroko“ waren vergriffen. Der Luxus ist ausverkauft.

Kurz schweigen wir, lauschen dem vorweihnachtlichen Kaufhausgezwitscher, das vom Eingang kommt. Steigt einfach die Lust, etwas ganz alleine zu besitzen? Extremere Distinktion? Einer der weltweit wenigen Tausend Besitzer einer „Nautilus“ zu sein? Der Luxus hat etwas Paradoxes. Man will sich so weit wie möglich von den anderen entfernen und gleichzeitig genau deren Anerkennung.

Wie auch hier der Teppichboden die Moral dämpft: In Moskau schenken geschmierte Beamte ihren Frauen Louis-Vuitton-Taschen aus dem KaDeWe und erstellen Einberufungslisten für den Krieg. Und an zumindest einem Anfang dieser elenden Gleichzeitigkeit sitzt Serge, hier am Barhocker im sechsten Stock des Kaufhauses. Serge zahlt (ein Glas Ice-Rosé für 19 Euro). Dann steht er auf, streift einen tannengrünen Daunenmantel über die Schultern, zieht ein Käppi auf den Kopf, es sei schon anders geworden, Ratten in Berlin, „gibt’s nicht“ in Moskau. „Aber ich liebe die Luft am Zoologischen Garten.“ Er schließt die Augen, als atme er sie gerade ein. „Es



riecht dort nach Berlin.“ Dann verschwindet er mit schnellen, kleinen Schritten und schlängelt sich seinen Weg durch die mit Einkaufstaschen behangenen Menschen wie durch sein Leben.

Ich glaube gerade die Kirschnote und den „Hauch Pfeffer“ in meinem Rosé zu schmecken, da fallen neben mir staubtrockene Sätze wie „Ich war nirgends in CC“ und „Das ist die gleiche Steuerklasse“. Da war es, keine aufregenden Krokodilleder-Schmuggler, nein, ganz normales Karrieristengeplauder. „Wir sind Headhunter“, sagt der blonde, noch knabenhafte Junge, sein Kollege nickt. Und, macht die Arbeit Spaß? Die zwei schauen sich mit zuckenden Mundwinkeln an. „Arbeit macht keinen Spaß. Nicht-Arbeiten macht Spaß“, sagt der blasse Blonde. Ein Hemdkragen ragt aus dem weißen Stone-Island-Pullover. 27 Jahre alt, Louis, „mit o-u, aus dem Französischen, Loui“, gebürtiger Berliner, lebt in Zehlendorf. Nun, jetzt aber, Berlin, da merkt man doch was von den Problemen? Louis antwortet ohne eine Sekunde Verzögerung. „Man darf halt nicht in den Osten gehen.“ Nicht mal Prenzlauer Berg? Louis zuckt, als hätte er auf etwas sehr Saures gebissen. „Auf keinen Fall. Kein Osten.“

Letzter Versuch, das muss man doch als junger Mensch in Zehlendorf mitkriegen, es sieht doch alles nicht gut aus, überall fehlt das Geld, die Prognosen düster, leben wir denn im selben Land? Ich knalle die fünf Buchstaben wie einen starken Schnaps auf den Tresen: „Es ist Krise.“ Louis überlegt keine Sekunde, und als hätte er sie in seiner Hemdtasche mit sich rumgetragen, zieht er die in viele Richtungen jegliche Gerechtigkeitslogik und Brecht-Verse verdrehende Antwort: „Es kann nicht allen schlecht gehen.“

Aber stimmt das? Geht es den Leuten hier gut? Die Lippenlinien der Frauen sauber konturiert, Mohairrollkragen, Kaschmirärmel lehnen auf dem Marmor, ein hoffentlich getrennt lebendes Paar streitet wegen des gemeinsamen Sohns („der redet inzwischen so wie du!“), ältere Paare, Geschäftspartner. Sahen so die Roaring Twenties aus? Ein knochiger, hagerer Rockstar-Verschnitt in enger schwarzer Lederhose balanciert zwei Pralinen durch die Bar. Angeblich soll David Bowie ziemlich sauer auf Iggy Pop gewesen sein, als die beiden in Westberlin zusammenwohnten, weil Iggy immer Bowies Feinkost aus dem KaDeWe afaß. Bei dem Gedanken schleicht sich sofort die Melancholie in die sechste Etage, der Gedanke eines jungen Menschen, dass



der Luxus früher anders gewesen sein muss. Ausschweifender. Eleganter? Gibt es das eigentlich noch, das schlaue Geld? Das eloquente, belesene, schöne, strahlende Geld? Die Finesse des Luxus? Wo ist der salonfähige Luxus, an dem auch mal ein armer Poet nippen durfte?

Allerletzter Versuch, die Wangen an der Bar sind inzwischen rötlich moussiert, neben mir schweigen sich zwei Männer an. Dumpfe Sprachlosigkeit hat sich zwischen die Gläser geschlichen. Tapfer zufrieden über diesen Daseinszustand stieren sie vor sich hin. Ein Speditionsunternehmer für Schwertransporte, am Hemdsärmel hängen Manschettenknöpfe von Mont Blanc. Die Tochter reitet Dressur, seiner Frau schenkt weniger er etwas, als Herr Krüger von Tiffany's, der Verkäufer wisse am besten, was sie wolle. Ja, er habe mitbekommen, wie die Lager vergangenes Jahr leer liefen, sein Lieblingschampagner, „der Nektar“, sei in Deutschland immer noch vergriffen. Die Krise spüre er, immerhin transportiere er weniger Baugeräte gerade. Wie er die Lage einschätzt, wie es weitergeht? „Ich glaube, dass wir mit der heutigen Politik keine Zukunft haben“, sagt er beschwingt, kritisiert die Ampelkoalition, bis er mit zusammengepressten Lippen die bittere Konsequenz zieht: „Wir müssen sparen.“ Dann nimmt er einen Schluck vom Eischampagner mit Minze und Orangenschale.

Es ist fast 20 Uhr in diesem Großbahnhof für Luxusgüter, die letzten Artikel gleiten auf den sieben Etagen über die Scanner der Kassen, Ruhe kehrt ein, nur die Restaurants und Bars in der Sechsten bleiben geöffnet. Was 2024 kommt? Eine Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten mit Potenzial zur Totalkatastrophe, ähnlich die Landtagswahlen im Osten, regiert bald die AfD, wird die Koalition halten?

Sich ein Haus zu bauen, macht nur glücklich, wenn man glaubt, dass sich diese langfristige, teure Investition ein Leben lang lohnt. Aber es scheint, als glaubten nicht mal die Reichen an die Zukunft. Ich blicke auf die blondierten Haare, die roten Wangen, die langen Gläserstiele, die 870 Bläschen massieren den konsum- und sparserschöpften Kopf. Champagner perlt, prickelt, sprudelt, jedes Bläschen erinnert an seine Besonderheit, jeder Schluck ein kleiner Rausch. Vielleicht gibt es kein perfekteres, gegenwärtigeres Getränk für diese merkwürdige Zeit. Und vielleicht hat man im Wonnejahr 2024 besser mal leicht einen sitzen.